

Die Bibliothek im Medium Literatur : Festansprache zum 20jährigen Bestehen der Zentralbibliothek Luzern

Autor(en): **Balmer, H.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nachrichten / Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare,
Schweizerische Vereinigung für Dokumentation = Nouvelles /
Association des Bibliothécaires Suisses, Association Suisse de
Documentation**

Band (Jahr): **47 (1971)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-770948>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

NACHRICHTEN - NOUVELLES NOTIZIE

VSB - SVD ABS - ASD

1971

Jahrgang 47 Année

Nr. 6

DIE BIBLIOTHEK IM MEDIUM LITERATUR

Festansprache zum 20jährigen Bestehen der Zentralbibliothek Luzern
von *H. R. Balmer*, Zug

Meine Damen und Herren,

Was geistig bewegen will, ist auf Hilfe angewiesen. Nie fände sich geistige Wirkung gründlicher mißverstanden als dann, wenn man sie definieren wollte als freischwebend und sich selbst genügend, außer Kontakt gesetzt zu dem dichten Beziehungsnetz der Dinge, der Realien, der Materie. Vielmehr vermag Geistiges sich nur zu manifestieren, sich nur durchzusetzen, wenn es materielle Vehikel, Strukturen und Medien in Dienst nimmt. Der Zusammenhang ist so zwingend, daß ihn einzusehen und die damit gegebene Selbstbescheidung zu akzeptieren, bereits als Erweis geistigen Verhaltens gelten kann.

An diesen Sachverhalt muß verwiesen werden, wenn heute und bei gegebenem Anlaß angemessen von einer Institution geredet sein soll, in der diese Verschränkung und wechselseitige Abhängigkeit von kulturellem Impetus und technischer Realisierung besonders manifest werden.

Wenn wir zur Betrachtung von ganz außen ansetzen, dann bietet sich uns als erste, gerade noch vertretbare Feststellung an: es geht hier um Literatur. Und gerade damit rufen wir eines der augenfälligsten Beispiele an für jene merkwürdige Symbiose, in der geistige Wirkung nicht anders gesetzt werden kann als durch die instrumentelle Hilfe und den Widerstand materieller Medien hindurch.

Denn auch «Literatur» wäre zu eng begriffen, würde man sie einschränken einerseits auf die Urheberschaft, das Tun des Schreibenden, das Auctors, auf das literaturschaffende Element und andererseits auf die Rezeption im Leser, und vielleicht noch auf das Gespräch

und das Geraune um sogenannt literarische Dinge. Literatur ist nicht das Werk oder die Summe der Werke, nicht bloß, wie gesagt wird, der Bestand alles je einmal und überall Geschriebenen und Aufgezeichneten, ergänzt um das mündlich Tradierte, sie ist auch und darüber hinaus ein Unterfangen, ein Unternehmen, ein Lebensprozeß von kaum zu überschauendem Ausmaß.

Stellen wir uns die Kette vor vom Tun des Autors bis zur Lektüre des Lesers. Vergegenwärtigen wir uns, was da aufzuwenden ist an meßbarer Arbeit, an juristischer Festlegung, an verarbeitetem Material, an handwerklichem Können, künstlerischer Gestaltung, an kaufmännischem Kalkül, an monetärer Investition, an Marketing, an Hoffnung. Sodann das Ausmaß der Publizitätsanstrengungen, der Verkaufsarbeit, der kritischen Beurteilung, der Registrierung, Archivierung und Interpretation. Das alles gehört mit zu diesem Gesamtzusammenhang, den wir Literatur nennen.

Diese Aufzählung ist keine Apologie und Rechtfertigung etwa des Buchgewerbes oder gar der industriellen Ausmaße, die der Produktions- und Verteilprozeß inzwischen angenommen hat. Sie will uns hier nur vor Augen führen, *was* in Gang gesetzt und aufgewendet werden muß, damit der in sich sehr einfache Vorgang sein Ziel erreicht: daß einer etwas sagen will und ein anderer hört's; daß einer eine geistige Bewegung anstößt und sie kommt beim andern an. Manchmal erscheinen mir die Autoren und alle, die in dieses gewaltige Unterfangen Literatur verstrickt sind als direkte Nachfahren des Prometheus. Sie werden unablässig von dem fast aberwitzigen Ansinnen umgetrieben, Geistiges unter Aufwand all dieser technischen, finanziellen und arbeitsverschlingenden Mittel gleichsam zu materialisieren in ein brauchbares Vehikel, einzig und allein zu dem Ende, daß im Glücksfall wieder Geistiges daraus wird. Das liegt wohl so an des Menschen Art.

Eine so weit umgreifende Auffassung von dem, was Literatur sei, ist angefochten. Nicht erst die heutigen Literaturproduzenten, wie sie sich nennen, schon Lessing und mehrere Gelehrtenbuchhandlungen haben geglaubt, in dieser Kette zwischen Autor und Leser einzelne Glieder auszuschalten oder überspringen und vor allem die in den mitbepfaßten Gewerbezweigen anfallenden Gewinne ausmerzen zu können. Sie dürfen mir auch glauben, daß ich als Buchhändler, zu dem man ja wohl kaum aus Einkommensgründen wird, mir sehr oft dringend wünschte, Bücher müßten nicht erst hergestellt, eingekauft, vertrieben, angezeigt, verkauft, verpackt werden und wir würden endlich von dem berufsspezifischen Dilemma befreit, einen Kaufpreis zu verlangen für etwas, das man, von Papier und Druckerschwärze abgesehen, gar nicht verkaufen, bestenfalls vermitteln, allerbestenfalls

verschenken kann. Man mag Autoren bessere Rechte und Altersvorsorge gewähren, man kann einen Verlag als Kommune organisieren, man mag Kartellkommissionen untersuchen lassen, ob zu hohe Gewinne und eine buchhändlerische Maffia einer demokratischen Verteilung der Bücher im Wege stehen, man kann alles zur Verbesserung und Vervollkommnung an Haupt und Gliedern versuchen, — Literatur kommt dennoch nicht anders zustande als durch dieses Ineinandergreifen all dieser Tätigkeiten, all dieser Investitionen und Berufe.

Den negativen und außerordentlich brutalen Beweis dafür, daß Literatur anders nicht funktioniert, ja nicht zustande kommt, lieferten uns die Verhältnisse in unserem Nachbarland unmittelbar nach dem Krieg. Nicht nur gab es die Manuskripte der inneren Emigration nicht, nicht nur fehlten die normalen Kommunikationsmittel, nicht nur verbrauchten auch Schriftsteller ihre ganze Kraft in der täglichen Sorge um Nahrung und Obdach: Verlagshäuser, Verlagsviertel lagen in Schutt und Asche, die Bestände der Bibliotheken waren zu einem Drittel zerstört, der Rest ausgelagert, der Buchhandel ausgepövert, die Druckereien buchstäblich vom geschmolzenen Blei zerfressen, die Theater ausgebrannt, verlegerische Tätigkeit an Lizenzen der Besatzer gebunden. Literarisches Leben, seines Instrumentariums beraubt, kam nicht zustande. Der Neuanfang aber läßt sich genau datieren: er setzte ein, *horribile dictu*, mit dem 20. Juni 1948, dem Tag der deutschen Währungsreform. So sehr bedurfte das latent vorhandene geistige Leben zu seiner Darstellung eines Minimums an äußerer, und sei es monetärer Stabilität.

Daß sich da seither manches eingemischt und hereingedrängt hat, was ich zum notwendigen Instrumentarium der Literatur als Prozeß und Unterfangen keineswegs zählen möchte, braucht nicht erhellt zu werden. Hier geht es nur um den Aufweis, wie weit wir greifen, wenn wir, wie vorhin, sagen: hier geht es um Literatur. Wir sagen damit zugleich etwas aus über das empfindliche, aber unabdingbare Verhältnis zwischen dem Geist und der Materie, zwischen Weg und Ziel, und stellen damit rechtens die Literatur in einen genauen Zusammenhang mit der ganzen Gesellschaft der Menschen, wir weisen ihren Sitz im Leben nach.

In dieses große Medium Literatur stellen wir jetzt die Einrichtung, der diese Stunde gilt, die Bibliothek. Soeben haben wir als eine der fehlenden Konstituenten literarischen Lebens im darniederliegenden Deutschland die Bibliotheken, also die Sammelstätten, die konservierenden Kräfte genannt und damit angedeutet, daß das Phänomen geistiger Wirkung auch in der Literatur nicht bloß eine aktuelle, sondern auch eine geschichtliche Dimension hat, daß der Prozeß Literatur auch ausgelöst und in Bewegung gehalten wird aus dem Fundus

des schon Aufbereiteten, des Vor-Bedachten, des aus den je aktuellen Zeitläuften Eingebrachten.

Der so weit um sich greifende Prozeß trägt von je her und erst recht heute etwas beängstigend Flüchtigtes an sich. Gewiß wird, wenn die Kette geschlossen werden kann, wenn der geistige Impuls zustande gekommen ist, der Ertrag dieser Begegnung im Leser und in seinem Bücherschrank aufgehoben; er dauert, er bleibt. Aber wie oft geschieht das, wie häufig ist dieser von Anfang an gemeinte und angestrebte Fall? Wird nicht auch dann der stets sich wandelnde und seine Werturteile berichtigende Mensch aus dem Bewußtsein und aus dem Bücherschrank ausscheiden, was ihm einmal wichtig, unauswechselbar schien? Reden nicht die Literaturschaffenden selber von ihrem Werk als einer Wegwerfliteratur? Haben wir als Taschenbuchleser nicht bereits deutlich genug in das Passagäre unseres Umgangs mit Literatur eingewilligt? Oder sieht es auf der rein technischen und ökonomischen Seite nicht so aus, daß fünftausend Exemplare hergestellt werden müssen, um ein paar hundert Leser zu erreichen? Bringt nicht überhaupt der dem Produktionszwang unterworfenene Verlagshandel mitsamt dem Literaturbetrieb etwas Hasardierendes und den Leser Verunsicherndes ins Spiel? Wo zeichnet sich denn nun in dieser Situation das ab, was man den Bestand der Literatur nennen möchte?

Nun, so uralt das vorhin als beinahe vermessen bezeichnete Bestreben des Menschen ist, die Früchte seines Nachdenkens, den Einfall seines Augenblicks als Handschrift, Codex und Buch sozusagen praktikabel und übertragbar zu machen, so uralt ist sein umgekehrtes Bemühen, die Zeugnisse seiner selbst als Urkunde, Vertrag, Chronik, Dichtung und Heilige Schrift zu sammeln, zu bewahren und zu tradieren. Das gilt seit den Tontafeln von Ninive, seit Alexandria und Pergamon bis zu den nüchtern Dokumentationsstellen unserer Industrie. Der Mensch, seiner Begrenztheit an Kraft und Dauer bewußt, ist ein Wesen, das sich ununterbrochen selber bezeugt, das Zeugnis festhält, wenn es sein muß in Fels und Stein, und sich Unsterblichkeit davon verspricht, daß es wiedergefunden und von Künftigen vernommen wird.

Das Flüchtige zu bewahren, das von Zerstreuung Bedrohte zu sammeln und einen stets wachsenden Bestand den je Künftigen zu tradieren bleibt das Ziel allen bibliothekarischen Tuns. Ich glaube nicht, daß sich daran bis zur Stunde etwas geändert hat.

Gewandelt hat sich gewiß die Funktion der Bibliothek innerhalb des Mediums Literatur und innerhalb der Gesellschaft. Nehmen wir als gegeben an, daß Literatur, von der schöngeistigen bis zur wissenschaftlichen, nicht um ihrer selbst willen betrieben, sondern um des Menschen willen befördert wird, daß sie beizutragen habe zu jener

geistigen Ausstattung des Menschen, die wir Bildung nennen, dann sehen wir den Funktionswandel der Bibliotheken parallel laufen mit der Bildungsgeschichte, genauerhin mit der wachsenden Ausbreitung der Bildung selbst. Bleibt der Zugang zu Bildung den Klerikern vorbehalten, siedeln sich die Büchersammlungen an in Kloster und Schule. Ist sie Privileg der Mächtigen, wird die Bibliothek fürstlich, herzoglich, kaiserlich. Versetzt kaufmännisches Talent instand, Bildung anzueignen und Bücher zu kaufen, wird sie bürgerlich und privat. Ist Aufklärung am Werk, wird sie pädagogisch, naturkundlich, vaterländisch und laizistisch. Wird aber Bildung, in dem anhebenden Prozeß der Demokratisierung losgelöst von allen Vorrechten aus Besitz und Herkunft, so wird sie als Aufgabe dem Staat überbunden, sie wird öffentlich.

In dieser letzten Phase — öffentlich-staatlich, noch nicht unbedingt auch kommunal — ist sie wie nie zuvor keineswegs mehr Laune oder Marotte fürstlichen Schöngeistes, nicht mehr vermögenbildende Bibliophilie, noch Handapparat privaten Gelehrtentums, sondern eine Einrichtung der Öffentlichkeit, nicht mehr ins Belieben eines zweckfreien Sammelns gestellt, sondern unter gesetzlichen Auftrag gebracht und in ihrem Aufbau geregelt und geordnet.

Mit andern Worten: der uralte Impuls wird aufgenommen von Anstalten eigenen Rechts, die Arbeit verrichtet von Beamten mit festgelegtem Pflichtenheft — des höheren, mittleren, unteren Dienstes, — die Bibliothek wird zur öffentlichen Institution.

Öffentliche Institutionen aber haben sich fragen zu lassen nach ihrer Rechtfertigung.

Vordergründig, aus der Sicht der notgedrungen auch zahlenden Öffentlichkeit wäre die Tätigkeit einer Bibliothek zu messen an dem ihr gesetzten Ziel, dem Sammel-Auftrag, der verlangten Dienstleistung, und sehr wohl auch an den Erfordernissen ordentlicher Verwaltung immaterieller und sehr beträchtlicher materieller Güter.

Die Öffentlichkeit wird auch fragen dürfen nach dem Nutzen der Institution und wieweit er den Stiftern selber zugute kommt. Ist sie nur das, was am Bibliotheksbau imponierend in die Augen springt, Magazin und Lesesaal, Arbeits- und Delektationsraum für Eingeweihte und Habitués, die sich des öffentlichen Besitzes zur Befriedigung ihrer intellektuellen Neugier bedienen, — oder fördert sie in Stil und Organisation, durch ihre Akzessionspraxis und Benutzungsordnung den Zugang zum Wissen, zur Bildung für jeden, der danach verlangt?

Tiefer und in der Regel unerbittlicher fragt, wer an kulturpolitische und bildungssoziologische Zusammenhänge und Notwendigkeiten denkt. Das geschieht heute auf breitester Front. In der gewaltigen Aufgabe unserer Generation, in der Bildungsreform in jeglichem Ver-

stand, innerhalb der von der Technik erzwungenen *éducation permanente*, bei der uns abverlangten Bewältigung der zugleich mitmenschlichen und weltweiten Probleme nimmt neben der Hochschule und der Neuordnung des Schulsystems der Ausbau des Bibliothekswesens einen ersten Platz ein. Allerdings stehen hier unter bildungssoziologischen Vorzeichen die Volks- und Gemeindebibliotheken mit den Postulaten der Freihandbücherei, der Dezentralisierung und Filialisierung im Vordergrund. Vielerorts müssen sie überhaupt erst geschaffen, müssen erst noch zuständige Instanzen von ihrer Notwendigkeit überzeugt werden.

Die wissenschaftlichen Bibliotheken in den bei uns bekannten Formen der Stadt- und Kantonsbibliothek, der Instituts- und Universitäts-Bibliothek und auch der Landesbibliothek stehen demgegenüber unter dem Zwang, dem rapid wachsenden Volumen gedruckter Veröffentlichungen räumlich, arbeitsmäßig, finanziell gerecht zu werden, dem gesteigerten Anfall bibliographischer Daten durch den Einsatz hochentwickelter Arbeitsmittel beizukommen und durch den Ausbau eines nicht nur interurbanen, sondern internationalen Verbundes den quantitativ und qualitativ immer anspruchsvolleren Wünschen und Bedürfnissen der Wissenschaft, der Schule, der Industrie und des privaten Einzelnen zu genügen.

Unter derartigen Sachzwängen bedarf die wissenschaftliche Bibliothek keiner expliziten Rechtfertigung vor der Öffentlichkeit, die nun immerhin, sagen wir einmal bescheiden: sensibilisiert worden ist für die Lebensnotwendigkeit wissenschaftlicher, geistiger und technischer Bewältigung unserer Weltprobleme. Wie weit der unmittelbare Auftraggeber in der Lage und willens ist, die materielle Unterlage beizusteuern, lasse ich als Frage zur Beantwortung durch meinen Herrn Nach-Redner stehen.

Ich überlasse es jetzt den Soziologen und Bildungspolitikern, weitere Argumente beizubringen, um eine immerhin eingesessene öffentliche Institution in übergreifenden Zusammenhängen zu zeigen und bei wachsendem Finanzbedarf vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen, die mangels Information oder infolge gestörter Prioritätsordnung Nutzen nachgewiesen, Effektivität und Produktivität demonstriert haben will.

Nach dem zuallererst Bedachten gehören diese Dinge sehr wohl zu unserem Gegenstand. Wenn wir jetzt aber zurückkehren zu der zuvor betrachteten Weise, in der Geistiges durch instrumentelle Mittel bewirkt wird, dann findet die Bibliothek die ihr angemessenste Rechtfertigung in ihrem Tun selbst.

Hier muß freilich sofort dem Verdacht gewehrt werden, es ginge mir nun plötzlich im Hinblick auf die Bibliothek im Medium der

Literatur um das Postulat einer sich selbstgenügenden, autonom setzenden, in ihr eigenes Tun verliebten, einem Selbstzweck dienenden Institution.

Sondern: die Bibliothek mag unter den verschiedensten Gesichtspunkten sinnvoll und nützlich sein, je nach Standort einen soziologischen oder staatsbürgerlichen oder wissenschaftlichen Zweck erfüllen, in ihrer Funktion, gemessen an Anspruch und Bedarf aller Literatur Benötigenden geradezu unersetzlich sein, — ich ziele auf eine Funktion und eine Unersetzlichkeit die weit über den meßbaren Nutzen hinausreicht. Insofern nämlich als die Bibliothek zuerst und vor allem ein tief im Menschen angelegtes Bedürfnis, ja eine Notdurft erfüllt und insofern sie ihres Amtes in analoger Weise so waltet, wie der Mensch, der seinen Geist bewegt.

Indem nämlich die Bibliothek: sammelt, ordnet, gliedert, verzeichnet, aufbewahrt und tradiert.

Betrachten wir im einzelnen und in aller Kürze die Stufen dieses wahrhaft nobile officium.

Zeugnisse geistigen Bemühens, menschlicher Selbstbeurkundung zu sammeln ist, wir haben es gesehen, ein echtes Bedürfnis des auch geschichtlich bedingten Menschen. Die Bibliothek macht es sich zur Hauptaufgabe, aus dem von der Vergangenheit und der Gegenwart angebotenen Material eine angemessene Auswahl, auf eingeschränkten Gebieten den lückenlosen Bestand aufzunehmen. Die Methoden verfeinern sich, die Tätigkeit wird systematisch angelegt, Akzession wird zu einer ständig zu verantwortenden Entscheidung. Noch da scheint mir zu stimmen, daß der Weg durch die Materie auch zum Wohl der Literatur ausschlägt: wäre die Entscheidung zum Ankauf nicht auch von materiellen Rücksichten abhängig, so wäre die Selektion zwar leichter, aber keineswegs glaubwürdiger. Ich habe eine eingefleischte Überzeugung gewonnen, daß kulturelle Tätigkeit umso glaubwürdiger wird als sie durch den Widerstand der begrenzten Mittel hindurch geleistet wird. Das soll freilich Gönner und Stifter nicht abhalten, dieser Zentralbibliothek den Haushalt zu erleichtern.

Sie sammelt, so wollen wir abrundend sagen, das Wissen über uns selbst, stellt die Quellen bereit, aus denen dem Lesenden, dem Studierenden und Forschenden Auskunft aus dem Bisherbedachten, Bishererkannten werden kann.

Zu sammeln genügt dem Geistigen nicht, er will's geordnet. Auch dieser Wille und diese Notdurft, die Fülle der Erkenntnisse, Eindrücke und Erfahrungen seiner selbst und aller andern zu ordnen ist alt, darauf beruht buchstäblich der geistige Kosmos des Menschen. Die alte abendländische Vorstellung des «ordo» ist gewiß außer Kurs geraten; zu sehr war sie gebunden an scholastisch-nominalistische Denkmö-

delle, zu hybrid erschien angesichts der Weltzustände der Glaube an eine durchgehende Ordnung und Hinordnung des Kleinen zum Großen, vom Teil zum Ganzen. Dennoch ist der Geist, der seine Umwelt zu beherrschen gezwungen und aufgefordert ist, stets unterwegs nach neuen gedanklichen, utopischen, realen, tragenden Ordnungen. Unter so hohen Vorzeichen wird die bibliothekarische Arbeit des Ordnen und Neuordnen von Beständen gewiß nicht weniger langwierig, langweilig; sie bleibt eben eine Arbeit. Dennoch fällt sie in ihr Impetus und Ziel in eins und erhält Berufsarbeit von daher ihre Würde. Auch das wird man einmal sagen dürfen.

Ordnung bleibt abstrakt, sie würde denn gegliedert. Da, auf dem Weg zu Katalog und Standort setzt nun allerdings wissenschaftlicher Ernst ein.

Das Amorphe — und schlösse es in sich die unterhörtesten Erkenntnisse, bleibt undurchsichtig und stumm. Auch Wissensstoff, angesammelt in Handschriften und Büchern, wird erst transparent, erlaubt erst den Zugriff, wenn er gegliedert wird nach einer gemeinhin einleuchtenden horizontalen und vertikalen Stufenfolge. Das setzt voraus, daß der Gliedernde die geistige Topologie kennt, sachliche und geistige Zusammenhänge aufzuspüren und wissenschaftliche Methoden anzuwenden weiß. Es handelt sich hier keineswegs um eine oft karikierte Klassifikationsmanie — für alles ein Etikett, für alles eine Schublade — sondern um den Nachvollzug der Erkenntnis-Schritte, die nun einmal, so wie das menschliche Denkvermögen angelegt ist, auf sinnvollen Zusammenhang aus sind.

Das Gegliederte aber will in seinen Gliedern benannt sein. Hier setzt der Bibliograph ein. Bibliographie, ein Gebiet, das auch der Buchhändler beherrschen müßte und aus dem er manchmal so etwas wie eine Geheimlehre macht, ist eine strenge Wissenschaft. Sie wird nicht nur betrieben, damit die Bibliothek einen Katalog hat und das einzelne Buch im Magazin aufgefunden werden kann. Gewiß auch darum. Im Wesentlichen ist es ein Identifikationsprozeß und eine Namengebung, der bibliographische Eintrag Urkunde und Beschreibung des Besitzes und Selbstauskunft des Instituts. Die peinlich genaue Synopse, der Aufbau der Titelaufnahme nach strengen Regeln — Preußische Instruktion heißt eine ihrer berühmtesten Varianten —, die Systematik des Nominal- und des Realkatalogs sind nicht pedantische Marotten, sondern Niederschlag des streng, systematisch und wahrheitsgemäß ordnenden Geistes.

Und bilden nicht nur die technische, sondern auch die geistige Grundlage für die vornehmste Aufgabe der wissenschaftlichen Bibliothek: das Gesammelte und Geordnete und bibliographisch Verurkundete zu tradieren.

Räumen wir zuallererst das Mißverständnis aus, es gehe dabei darum, das solchermaßen Aufbereitete zu magazinieren im Sinne von unter Beschluß zu halten, einbalsamiert, archiviert. Das Magazin der Bibliothek ist nicht wie bei Museen das Arsenal jener Schaustücke, die nicht gezeigt werden können.

Tradieren heißt weitergeben — ein Gemeinplatz, gewiß. Im konkreten Fall ist weniger zu denken an die künftig Nachgeborenen, obwohl auch diese Perspektive bibliothekarische Arbeit sinnvoll machen kann. Tradieren, in actu, heißt teilhaben lassen an den gehorteten Schätzen, Hilfreiches zur Verfügung stellen, Ergebnisse denkerischer Bemühung, wissenschaftlicher Forschung zur geistigen Aneignung übergeben. Das Rühmlichste also, das sich von der Bibliothek sagen läßt, *die* Funktion, die aus der Vergangenheit in die Zukunft weist, ist realiter die alltägliche, gegenwärtige, ständig neu zu beginnende Aufgabe, das Lebendigste an ihr.

Ist all das aufgezeigt und in einer hoffentlich nicht zu willkürlich gewählten Perspektive zu sehen versucht, so wird klar, daß die Rechtfertigung der Institution Bibliothek aus ihrem eigenen Tun weit entfernt ist von jeglichem Autismus und Narzissmus. Sie trägt ihre Notwendigkeit, ihre Unersetzlichkeit, ihren Sinn in sich selber, weil, solange und insofern sie ein Werk vollbringt, das dem Menschen wesensnotwendig ist, das dem Menschen in seiner geistig-körperlichen Bedingtheit gemäß ist.

Darf ich, sehr leise, hinzufügen, daß das dem Menschen gemäße zu tun gleichbedeutend ist mit humanistischem Handeln? Ohne jeden Zweifel ist es ein humanistischer Beruf, durch die aufbereiteten Bestände einer Bibliothek den Mitmenschen auszustatten mit dem Rüstzeug, dessen er zur Bewältigung seines Weges und zur Ausprägung seiner geistigen Gestalt bedarf.

Meine Damen und Herren,

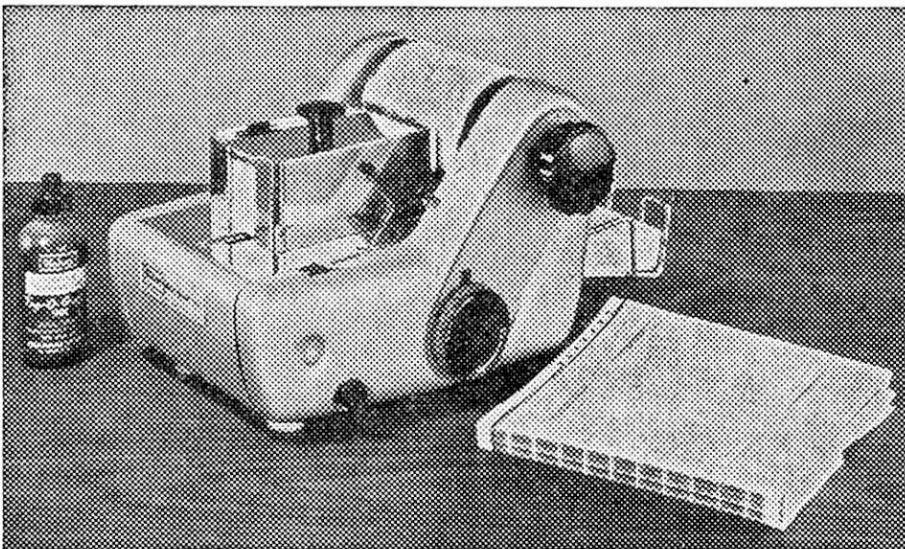
in dem großen Sachzusammenhang des Mediums Literatur, in diesem Lebensprozeß, wie ich es genannt habe, nehmen Bibliothek und Bibliothekare ein wahrlich hohes, vornehmes Amt wahr. Ich glaubte, von einer nicht ganz gewöhnlichen Perspektive aus, aus dem grundlegenden Sachverhalt heraus die Stellung der Bibliothek im Medium Literatur darstellen zu sollen. Vielleicht habe ich nur Ihnen Selbstverständliches vorgebracht. Vielleicht vermochte ich täglich Geübtes und täglich von uns in Anspruch genommenes aus der Selbstverständlichkeit in ein höheres Koordinatennetz zu stellen.

Es ist unter der Hand so etwas wie eine Laudatio daraus geworden und darf es wohl auch sein, nicht nur, weil die Zentralbibliothek ein

Jubiläum feiert, sondern weil realer Grund zum Lobspruch gegeben ist, wann immer die Betrachtung eines Phänomens auf tragenden Sinn stößt.

Sie haben einen Buchhändler zu dieser Ansprache gebeten. Er steht sozusagen am anderen Ende des Prozesses Literatur, dem Verschleiß näher als dem Bewahren. Nachdem wir nun aber wieder wissen, daß und wie die Funktionen innerhalb der Literatur als Ganzem zusammenhängen, darf ich annehmen, daß ich als Buchhändler das Wohl der Literatur befördere, wenn ich Ihnen, Herr Direktor, Ihren Bibliothekaren und Helfern den Glückwunsch ausrichte, auf daß Sie alle bei der Arbeit Ihres Instituts auch in dieser zudringlichen Zeit die stille Genugtuung geistig sinnvollen Tuns erfahren.

MINI-GRAPH elektrischer Karteidrucker



ist ein leistungsfähiger, unauffälliger kleiner Zauberer. Er produziert saubere und gut lesbare Norm-Karteikarten (12,5 x 7,5 cm) in jeder von Ihnen gewünschten Anzahl.

- keine Einrichtungszeiten
- von jedermann leicht bedienbar
- die preisgünstigen Matrizen können mit der Maschine getippt oder mit dem Kugelschreiber beschriftet werden
- keine Übertragungsfehler
- schneller Druck (2 Stück pro Sekunde)
- automatische Abstimmung wenn die vorbestimmte Anzahl erreicht ist
- kleiner Platzbedarf und geringes Gewicht
- niedrige Anschaffungskosten

Sistematic AG, Büromaschinen
Bernerstraße 182, 8048 Zürich, Tel. 051 / 62 68 22